

Was ist Sprachplanung?

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **1 (1993)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

1. JAHRGANG

FEBRUAR 1993

NR. 1

WAS IST SPRACHPLANUNG?

Absichten, Aussichten, Einsichten

Vor dreissig Jahren gab es das Wort «Sprachplanung» noch nicht, aber die Sache selbst hat alte Wurzeln. Jeder zielgerichtete Eingriff in die *Form* oder die *Funktion* bedeutet Sprachplanung. Es wird zwar manchmal behauptet – und nicht ganz grundlos – Sprachplanung sei überhaupt unmöglich, denn Sprachen seien keine für operative Eingriffe geeigneten Objekte. Die vielen Beispiele wirksamer Sprachplanung liefern jedoch den Gegenbeweis. Es kann niemand die Augen davor verschliessen, dass die heute gebräuchlichen Standardsprachen künstliche Produkte geworden sind, an denen sich bewusste Manipulationen nachweisen lassen.

Sprachplanung ist nämlich so alt wie die Sprache selbst. Die ersten Planer waren die Medizinmänner, welche ausgewählte Wörter mit einem *Tabu* belegten, das heisst sie verboten, sie auszusprechen. Kommen wir in historische Zeiten, so begegnen wir einem grossen Sprachplaner in Indien. Der Grammatiker Pânini (500 vor Christus)

standardisierte und kodifizierte das Sanskrit. «Seine Sprachgestaltung ist eines der grossartigsten Denkmäler der zielbewussten Sprachpflege, die es überhaupt gibt», sagt der schwedische Linguist Björn Collinder. Die Grammatiker des griechisch-römischen Altertums gaben sich auch eine planerische Aufgabe; sie sahen sie darin, zu bestimmen, was richtig und was falsch sein sollte. Um nur ein Beispiel zu nennen: der auch noch von Luther hochgeschätzte römische Rhetor Quintilianus bezeichnete es in seinem Lehrbuch «De institutione oratoria» (95 n. Chr.) als den Zweck der Grammatik zu bestimmen, was richtig sei.

In neuerer Zeit

Die Sprache «auszuputzen», sie von Fremdwörtern zu befreien und zu

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Rudolf Trüb, Ehrendoktor</i>	3
<i>Aus dem Bärndütsch-Verein</i>	7
<i>Zum Gedenken an Blasius</i>	9
<i>Was sollen Ausländer lernen?</i>	11
<i>Eine Züritüütsch-Publikation</i>	11

verfügen, was künftig als richtig oder falsch zu gelten habe, war auch das Ziel privater und amtlicher Sprachstellen in neuerer Zeit. Die erste war die 1582 in Florenz gegründete *Accademia della Crusca*; als ihre Nachahmung entstand in Weimar 1617 die *Fruchtbringende Gesellschaft*. An tatsächlichem Einfluss auf die sprachliche Entwicklung wurden die privaten Gesellschaften weit übertroffen von der *Académie française* 1635 und der *Real Academia española* 1713. Der französischen Akademie wurde vom Staat die Aufgabe gestellt «mit aller Sorgfalt und grösstem Fleiss, unserer Sprache bestimmte Regeln zu geben, dafür zu sorgen, dass sie rein, ausdrucksstark und fähig sei, die Künste und die Wissenschaften zu behandeln.»

In diesem Text spiegelt sich deutlich die Ansicht, dass die Sprache etwas sei, dass man beeinflussen könne. Das ist – wie schon angedeutet nicht unbestritten, – doch übte die *Académie française* früher tatsächlich grossen Einfluss aus, und auch die auffällige Regelmässigkeit der spanischen Sprache ist nicht zuletzt der königlichen Akademie zu verdanken. Dieser Gesichtspunkt steht völlig im Widerspruch zu der *romantisch-mystischen* Auffassung von Sprache, die sich später verbreitete und auch noch heute herumspukt.

Nachdem im Verlauf der letzten zweihundert Jahre die grossen Sprachen Europas einen hohen Stand der Normalisierung erreicht haben, entziehen sie sich weitgehend sprachplanerischen Bemühungen. Man denke zum Beispiel an die Aufre-

gung, welche sogar die bescheidensten Verbesserungen der Orthographie hervorrufen. Dennoch kommen auch in unseren normierten Sprachen Fälle von Planung vor. Ein Beispiel ist das von Feministinnen nicht erfolglos verfochtene Postulat, alle Berufsbezeichnungen, auf Teufel komm raus, durch die weibliche Form zu erweitern. So wandelte sich am 22. Mai der «Verband der Schweizer Journalisten» in den «Schweizer Verband der Journalistinnen und Journalisten», und im Zürcher Kantonsrat kam es am 14. Dezember letztthin zu einer homerischen Redeschlacht, damit im Sozialversicherungsgesetz die «Richter» künftig von den «Richterinnen» begleitet sein müssen. Dabei gibt es schon lange Journalistinnen und Juristinnen, die anerkannt wurden, ohne dass sie einen Eingriff in die Struktur der Sprache für nötig gehalten hätten. Dieser greift viel tiefer, als sich die Urheberinnen vorstellen.

Das soeben genannte Beispiel ist eher ein Einzelfall in unseren Gefilden, in der *Dritten Welt* dagegen ist gerade heute Sprachregelung ein fundamentales Unternehmen; es ist eng mit der Nationenwerdung verbunden und artet manchmal auch in Chauvinismus aus. Stichwortartig deute ich auf Indonesien, Tansania und die Philippinen hin, ganz besonders interessant ist China. Doch gibt es auch auf unserem Kontinent Fälle von eingreifender, gestalterischer Planung. Es fehlt der Platz um über die Türkei, die Färöer, Makedonien, Estland u.a. zu referieren. Über Norwegen war in unserem Heft *Schweizerdeutsch 1989/IV* zu lesen. Sprach-

planung ist ein wichtiges *Fach der Linguistik* geworden, und es gibt darüber schon eine reiche Literatur. Ich verweise auf Namen von Forschern wie Haugen, Colmas, Fishman, Ferguson, Neustupny', Das-Gupta, Hymes.

Die Arten der Planung

Sprachplanung betraf in früheren Zeiten – wie wir sie gesehen haben – primär die Form der Sprache, das heisst Wortschatz, Formenlehre, Orthographie, kurz gesagt, den Körper der Sprache – lateinisch *corpus* –. Sprachplanung bezieht sich aber auch auf die Funktion der Sprache und ihre Stellung in der Welt, also – wiederum lateinisch ihren *status*. – Florian Coulmas unterscheidet daher in seinem Buch «Sprache und Staat» 1985 zwischen *Corpus-Planung* und *Status-Planung*. Nennen wir Beispiele: Als Professor *Christian Thomasius* 1687 in Leipzig zum ersten Mal, ganz revolutionär, eine Vorlesung in deutscher Sprache hielt statt in dem vorher allein herrschenden Latein, tat er den ersten Schritt zu einer damals unvorstellbaren Aufwertung des Deutschen. Einen fundamentalen Entscheid traf *König François I*, als er 1539 verfügte, dass alle amtlichen Akten auf französisch auszufertigen seien. Ein negatives Beispiel können wir aus unserer nächsten Nähe festhalten: als vor zwei Jahren das Schweizerdeutsche aus dem *Programm von DRS 2* herausgekippt wurde, bedeutete dies einen empfindlichen Prestigeverlust für diese Sprache.

Rudolf Trüb, Ehrendoktor

Der langjährige Präsident unserer Vereinigung, Dr. Rudolf Trüb, ist von der Universität Bern mit dem Ehrendokto-



rat ausgezeichnet worden. In der Laudatio werden seine Verdienste als Mundartforscher, als Redaktor am Idiotikon und am Sprachatlas gewürdigt und ihm bezeugt, dass er als Lexikologe von internationalem Ansehen, die Methodologie der Lexikographie wegweisend erweitert hat. Wir gratulieren herzlich dem Doctor philosophiae honoris causa.

Die weltweite Aktivität des *Goethe-Instituts*, der *Alliance Française*, des *British Council* soll in erster Linie dazu dienen, das Ansehen der betreffenden Sprachen in der Welt zu heben.

Zwei typische Beispiele, an denen man den Unterschied von *Corpusplanung* und *Statusplanung* studieren kann, finden wir in *Norwegen* und in *Graubünden*. Im Jahre 1853 erschien die erste Publikation von *Ivar Aasen* über seine neugeschaffene norwegische Sprache; das war *Corpusplanung* in Reinkultur. Doch erst 1885 erklärte das norwegische Parlament diese Sprache zu einer *Nationalsprache*, da ging es um den *Status*. Bei uns erschienen 1982 die von Professor *Heinrich Schmid*

geschaffenen Richtlinien für eine gesamt-bündnerromanische Schriftsprache *Rumantsch Grischun*. Das war Corpusplanung. Seit 1982 wird Rumantsch Grischun viel gebraucht – wir finden es auch im Kursbuch der SBB! – aber die Statusplanung ist noch nicht am Ziel. Es fehlt noch der Beschluss des Bündner Kantonsparlaments, dass RG bündnerische Amtssprache sei.

Und in der Eidgenossenschaft?

Auf eidgenössischem Boden wurde 1848 ein grundlegender Entscheid getroffen, indem in der *Bundesverfassung* Deutsch, (gemeint war Schriftdeutsch), Französisch und Italienisch zu Nationalsprachen der Schweiz erklärt wurden. 1938 kam noch Rätoromanisch dazu, aber es wurde nicht gesagt, welches Rätoromanisch. Von Corpusplanung kann in diesem Zusammenhang eben nicht gesprochen werden, denn was in linguistischer Beziehung mit unseren drei ersten Nationalsprachen geschieht, spielt sich jenseits unserer Grenzen ab.

Von Statusplanung ist aus der *Romandie* zu berichten. «Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (in Genf sogar schon seit 1668) wurde das Patois an fast allen Schulen der welschen Schweiz verboten» (Pierre Knecht). (Die Schaffung des «Glossaire» war kein planerischer Entscheid, sondern eine rein wissenschaftliche Unternehmung). Aus der alemannischen Schweiz können wir von einem Schulbeispiel der Sprachplanung berichten. Dabei waren sich die Planer kaum bewusst, dass sie

Planung betrieben, denn es geschah alles allmählich und gewissermassen unter der Hand. Die Planer waren diesmal weder ein König wie in Frankreich noch ein Verein von Hobbygrammatikern wie in Deutschland, sondern die *Buchdrucker*. Im Interesse eines vergrösserten Absatzgebiets passten sie mit konsequenter Beharrlichkeit im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Druckerzeugnisse immer mehr der dank Luther sich ausbreitenden neuhochdeutschen Schriftsprache an, bis es im Lauf des 18. Jahrhunderts so weit war, dass die Schweiz ihre alte «eydtgnossische landsprach» zugunsten jenes Idioms aufgegeben hatte, das wir heute deutsche Standardsprache nennen.

Das 19. Jahrhundert

Um die Mundart machte sich während dieses Übergangs niemand Sorgen. Sie blieb ja die allein gültige Umgangssprache, und sogar wenn man deutsche Texte laut lesen musste, sprach man sie mundartlich aus. Die *Sprachökologie*, das ist das Studium der Wechselbeziehungen zwischen einer bestimmten Sprache und ihrem Umfeld, zu dem natürlich auch die Soziolinguistik gehört, ist eine in der Schweiz noch wenig bearbeitete Wissenschaft. Wenn wir uns mit dem Status des Schweizerdeutschen im 19. Jahrhundert beschäftigen wollen, stehen wir leider nicht vor einem Überangebot an Quellen. Einige Hinweise lassen sich doch finden; sie deuten darauf hin, dass die Mundart in jener Zeit wenig Prestige genoss. Bei *Rudolf Schwar-*

zenbach lesen wir, dass man der Mundart damals gerade noch zubilligte, dass sie in den Reservaten des traulichen Verkehrs und der Volkspoesie fortlebte, aber angesichts des unaufhaltsamen Vordringens des Schriftdeutschen sah man sie in aussichtsloser Rückzugsstellung. Und *Andreas Lötscher* schreibt sogar, dass man sie als «minderwertige, plumpe, grobe» Sprachform verachtete. Von dieser selbst heute noch nicht völlig überwundenen Einschätzung zeugen auch Ausdrücke wie «Puuretütsch», «Schlecht-titsch», und im Wort *hochdeutsch* nahm man den Bestandteil «hoch» durchaus zum Nennwert. Sogar Männer, die sich um das Schweizerdeutsche verdient gemacht haben wie *Fritz Staub* und *Albert Bachmann* glaubten nicht an seine Zukunft und wollten ihm gerade darum im Idiotikon ein grossartiges Mausoleum bauen.

Als weisser Rabe stand *Johann Caspar Mörkofer* in der Landschaft. Er bezeichnete 1844 das Schweizerdeutsche als «geistiges Band unserer nationalen Eigenart und des gesellschaftlichen Lebens in der Schweiz.» Heute würde er sagen, es sei Ausdruck und Garant unserer nationalen Identität, aber dieses Modewort war damals noch nicht im Schwang.

«Die Erfindung der «reinen» Mundart»

Um die Jahrhundertwende begann sich die Stimmung zu wenden. Der 1904 gegründete Deutschschweizer Sprachverein, der sich sonst vor allem um das Gedeihen des Deutschen in der Schweiz bemühte,

bezeugte auch der Mundart sein Wohlwollen, und sein Gründungsmitglied *Otto von Greyerz* trug sogar sehr Wesentliches dazu bei, um ihren Gebrauch und ihr Ansehen zu fördern. Das Wort «Sprachplanung» war damals noch nicht erfunden, und dass es galt, einen Schritt zu vollziehen, der von der undefinierbaren Liebe zur Muttersprache hin zu einem bewussten planmässigen Handeln führen sollte, war noch lange nicht Allgemeingut (und ist es auch heute noch nicht). Einen grundlegenden Einschnitt bedeutete das 1937 von *Adolf Guggenbühl* herausgegebene Buch «Warum nicht Schweizerdeutsch?», dem im Jahre 1938 die Gründung des *Bunds Schwyzertütsch* folgte. Dessen Geschichte ist in *Schweizerdeutsch 1988/III, IV* geschildert worden und kann hier nicht wiederholt werden. Dagegen beschäftigt uns die Frage nach den damaligen Leitlinien. Ein Sprachplaner muss ja wissen, was er will, braucht ein Ziel vor den Augen. Was man wollte, war Mundartpflege, und das Ziel hiess reine Mundart. Es ist *Walter Haas*, von dem wir den provokativen Titel von der «Erfindung» der «reinen» Mundart» übernommen haben.

Was aber steckt hinter dem Wort «Mundartpflege»? *Wie pflegt man Mundart?* Ein bekannter Mundartdichter, der letzten Dezember in der Sendung «Schnabelweid» auf DRS 1 interviewt wurde, antwortete auf die Frage, ob er Mundartpflege betreibe, mit einem entschiedenen Nein. Er sagte, er pflege seine Sprache nicht, er *gebrauche* sie. Trotz dieser kantigen Aussage, die den Kern des Pro-

blems trifft, wird uns die Antwort auf die Frage, was man unter Mundartpflege zu verstehen habe, nicht geschenkt. Das Wort gehörte ja zum Namen des Bunds Schwyzertütsch und steht heute noch in den Statuten des Vereins Schweizerdeutsch.

Früher war man um die Antwort nicht verlegen. Wir finden sie in alten Grundsatzartikeln. Man wollte «gute» Mundart, und «gut» war dasselbe wie «rein». Das Wort hatte einen doppelten Sinn, die Mundart sollte rein sein gegenüber dem Schriftdeutschen und sie sollte nicht mit anderen Mundarten vermischt werden. Da die Dialekte umso reiner erscheinen, je weiter man sie zurückverfolgt, wurden unversehens «gut» und «altertümlich» zu Synonymen. Das ältere war immer eo ipso das bessere. Da die sesshafte Landbevölkerung die alten Formen besser bewahrt hat als die wankelmütigen Städter, wurden die Bauern zu den wahren Treuhändern und Vorbildern für eine reine Mundart. Die zeitweise recht enge Symbiose von Heimatschutz und Mundartpflege war durchaus symptomatisch; sie rückte die Mundart in den Bereich der Folklore, gab ihr den Anstrich des Heimeligen und Schollenverbundenen. Das ist ja durchaus sympathisch, aber entspricht nicht mehr ganz den veränderten Realitäten unseres Landes.

Wohin führt der Weg?

Heute sehen wir uns gezwungen, den Begriff der reinen Mundart zu relativieren. Wie kann die ländliche Sprache den Masstab abgeben, wo

die Zahl der Bauern unter 5% sinkt? Wenn früher als Ziel der Mundartpflege genannt wurde, «die Mundarten in ihrer lokalen und regionalen Vielfalt» zu bestärken, so wird man unsicher angesichts der Tatsache, dass bald nur noch eine Minderheit von Menschen ihr Leben dort verbringen, wo sie geboren wurden, und dass zum Beispiel im Kanton Zürich 23% der Schulkinder Ausländer sind.

Wer sich mit dem schillernden Begriff von der reinen Mundart auseinandersetzen will, erhält die beste Erklärung von *Walter Haas* im Nachwort zu seiner Neuausgabe der Luzerndeutschen Grammatik. Unter dem Zeichen des alten Leitbildes hat der Bund Schwyzertütsch vieles geleistet, aber heute haben sich Zweifel eingenistet. Man fragt sich, was gute Mundart eigentlich sei (*Schweizerdeutsch 1990/III*) was man heute unter Muttersprache verstehen solle (*Schweizerdeutsch 1991/III*), man stellt die heutige lebendige Umgangssprache der «guten alten Ausdrucksweise» gegenüber (*Schweizerdeutsch 1990/I*), und schliesslich wird die Frage aufgeworfen, ob die Mundartpfleger eigentlich Museumswärter, Denkmalfleger oder Spracharchäologen seien (*Schweizerdeutsch 1989/I*).

Die Sprachplanung der Mundartpfleger richtete sich also eindeutig nach einem konservativen Leitbild. Ein neues Ziel zu suchen, heisst keineswegs das alte zu verraten; und es soll sich ganz sicher niemand die Freude an der bunten Vielfalt der glücklicherweise noch gebrauchten Dialekte nehmen lassen. Doch kann

man angesichts der glücklicherweise auch zu beobachtenden Erneuerungskraft der Mundart beim Konservativismus als alleinigem bestimmenden Leitbild stehen bleiben? Unsere Einflussmöglichkeiten bei der Corpusplanung sind allerdings gering. Wir besitzen ja nicht einmal eine Akademie oder irgend eine Art Sprachinstitut, das uns raten könnte. Die Verantwortung liegt allein bei den Mundartschriftstellern, den Radiosprechern und den Lehrern, die uns mit dem guten Beispiel vorausgehen können.

Was aber die Statusplanung betrifft, so kann jeder einzelne konstruktiv mitarbeiten, und es ist auch nötig, denn – man möchte es kaum glauben – es wird immer wieder versucht, das Schweizerdeutsche herabzuwürdigen und seinen Funktionsradius einzuengen. Unsere nationale Eigenart wird nicht dadurch gerettet, dass wir unsere Grenzen zu Europa verbarrikadieren, sondern durch die Stärkung dessen, was unser eigen ist, und dazu gehört die Sprache.

Arthur Baur

AUS DER TÄTIGKEIT DES BÄRNDÜTSCH-VEREINS

Eines der Ziele, das sich der noch junge Verein setzt, ist die Verwurzelung im ganzen Bernbiet und in allen Schichten der Bevölkerung. Wir möchten beides erreichen, indem wir unsere Zusammenkünfte in den verschiedenen Landesteilen abhalten und dabei die Sprache und die Literatur dieser verschiedenen Re-

gionen kennenlernen.

So fanden wir uns im Mai in Spiez ein, wo uns PD Dr. Hans Ruef das Berner Oberland in seiner sprachlichen Vielfalt nahebrachte. So sehr sich die Täler in ihrer Sprache voneinander unterscheiden und doch auch wieder eine Einheit bilden, so gehören sie doch als ganzes dem Berndeutsch an. Wir greifen aus dem reich dokumentierten Referat einige Beispiele heraus.

An der Mehrzahl von *Tanne* und *Meitschi*, nämlich *Tanni* und *Meitscheni* zeigte der Referent, wie gewisse «typische» Oberländer Merkmale durchaus ins Unterland hinabreichen, wie sich aber deren Rückzugcharakter in der sprachgeografischen Karte klar erkennen lässt. Das gleiche gilt für die Hiatusdiphthongierung *schnyen* bzw. *schneie(n)*. Innerhalb des Oberlands können wir bei *Flächta* und *Trütschi* einen östlichen (das engere) und einen westlichen Teil erkennen; der Krattiggraben bildet die Grenze. Was das engere, östliche Oberland auszeichnet, ist die Erhaltung des Schluss-n (*Maan, i sägen, tuen*). Im östlichsten Teil, im Haslital werden *ie*, und *üe* zu *ee* (*veer*) und *öö* (*Brööder*) monophthongiert.

Die Eigenart der Berner Oberländer Dialekte ist in Gefahr, weil die Zuzüger aus dem Unterland meistens ihre Sprache behalten, und auch ihre Kinder den Ortsdialekt nicht annehmen – während die Oberländer sich im Unterland meist bald assimilieren.

Hans Ruef rief besonders die Oberländer unter den Zuhörern auf, dem Einfluss des Unterländer-Bern-